

Hochschulforschung

Georg Krücken

Die soziologische Hochschulforschung und die Wissenschaftssoziologie weisen inhaltlich eine sehr große Schnittmenge auf. Dies liegt in dem gemeinsamen Fokus begründet, der sich, abstrakt formuliert, auf den Zusammenhang von Wissen und Gesellschaft richtet. Konkret geht es dabei um zertifiziertes Wissen, seine sozialen Voraussetzungen und Folgen. In der soziologischen Gesellschaftstheorie wird deshalb auch nur selten kategorial zwischen hochschul- und wissenschaftssoziologischen Angelegenheiten unterschieden. Für Talcott Parsons waren Universitäten die Einrichtungen der Gesellschaft, denen die Aufgabe zukam, den gesellschaftlichen Wert der kognitiven Rationalität treuhänderisch zu verwalten (Parsons/Platt 1973). Ähnlich argumentierte Daniel Bell (1973), für den Universitäten zur zentralen Institution der post-industriellen (Wissens-)Gesellschaft avancierten. Ebenso wird in den Arbeiten von Pierre Bourdieu nicht systematisch zwischen Hochschulen und Wissenschaft unterschieden (Bourdieu 1992a; → *Barlösius*). Die Kämpfe um die Deutungsmacht im wissenschaftlichen Feld werden ihm zufolge vor allem in Universitäten ausgefochten. Es gibt jedoch auch Ausnahmen. So unterscheidet Niklas Luhmann zwischen dem gesellschaftlichen Funktionssystem der Wissenschaft und Universitäten als Organisationsystemen, die die strukturelle Kopplung zwischen Wissenschafts- und Erziehungssystem herstellen (vgl. Luhmann 1992a). Damit sind Universitäten für Luhmanns Systemtheorie der Gesellschaft nur von untergeordneter Bedeutung. Ihre Grundfunktion, die Zertifizierung von Wissen, wird entweder als Teil des Wissenschaftssystems oder des Erziehungssystems verstanden. Geht es in dem einen Fall um wissenschaftliches Wissen, dem erst durch die systematische Prüfung durch die *scientific community* Wahrheitsgehalt zugeschrieben wird, vollzieht sich die dem Erziehungssystem zuzuordnende Zertifizierung durch Prüfungen und Abschlüsse. Aber auch diese klare Unterscheidung von Systemreferenzen, die theoretisch eine Unterscheidung von soziologischer Hochschul- und Wissenschaftsforschung begründen könnte, gilt nicht für alle systemtheoretischen Reflexionen des Hochschulbereichs. So stellt Rudolf Stichweh in seinen vielfältigen Arbeiten zum Thema die ausgesprochen engen Bezüge zwischen Wissenschaft und Hochschule heraus, die eindeutige Zuordnungen und Grenzziehungen unterlaufen (vgl. Stichweh 1994).

Die grundsätzlich hohe Übereinstimmung von gesellschaftstheoretischen Reflexionen über Wissenschaft und Hochschule findet ihre Entsprechung auf der empirischen Ebene.

Universitäten und ihre Einrichtungen, ihre Kommunikationen, Handlungen und Wissens-träger bilden den quantitativ größten Bereich von Wissenschaft und Forschung, auch wenn in allen wirtschaftlich hoch entwickelten Gesellschaften die außeruniversitäre und Industrieforschung ebenfalls von sehr hoher Bedeutung sind. (→ *Lentsch*) Folglich ist es nicht verwunderlich, dass so unterschiedliche Bereiche der Wissenschaftssoziologie wie Labor- und Innovationsstudien gleichermaßen nicht an Universitäten vorbeikommen. Bezieht man sich auf den engeren Bereich empirischer Arbeiten zu Hochschule und Wissenschaft, die der Soziologie zuzuordnen sind, so findet man ebenfalls sehr weite Überschneidungen, die sich insbesondere auf Fragen von Wissenschaft und Forschung an Universitäten, die Einbettung von Universitäten in regionale Innovationsnetzwerke und nationale Innovationssysteme sowie die Organisation und Steuerung von Universitäten beziehen. Allerdings gibt es auch Bereiche, die nicht beiden Wissensgebieten zuzuordnen sind. Hierbei handelt es sich um die Fragen von Studium und Lehre, die ausschließlich von Seiten der Hochschulforschung bearbeitet werden, während die außeruniversitäre und Industrieforschung ausschließlich im Einzugsgebiet der Wissenschaftsforschung liegen. Aber auch hier sind die Grenzen nicht immer klar gezogen, wenn es etwa um den Konnex von Forschung und Lehre bei Professorinnen und Professoren oder um die Sozialisation von Doktorandinnen und Doktoranden geht; ebenso wenig lässt sich in Analysen von Innovationsnetzwerken und Innovationssystemen, die unterschiedliche Orte der Wissensproduktion wie Industrielaboratorien, außeruniversitäre Forschungseinrichtungen und Universitäten einbeziehen, eine solche Trennung sinnvollerweise aufrechterhalten.

Diesen einleitenden Worten zufolge lassen sich die Unterschiede zwischen der soziologischen Hochschul- und Wissenschaftsforschung weder aus der soziologischen Theorie noch aus den jeweiligen Gegenstandsbereichen ableiten. Dennoch werden diese Unterschiede zumeist als sehr stark wahrgenommen. Woran liegt dies, und an welchen Schnittpunkten können die unterschiedlichen Forschungs-Communities voneinander lernen? Diese Fragen sollen in diesem Beitrag behandelt werden. Der Kontext des Beitrags erfordert, vor allem für die Wissenschaftssoziologie wichtige Ansätze und Ergebnisse der soziologischen Hochschulforschung zu präsentieren. Da der Fokus hierauf liegt, werden nicht alle Bereiche der interdisziplinären Hochschulforschung gleichermaßen behandelt. Beiträge zur Hochschulforschung, die anderen Disziplinen wie z. B. der Pädagogik, der Psychologie oder den Wirtschaftswissenschaften entstammen, stehen ebenso nicht im Vordergrund wie Beiträge, die den Hochschulkontext ausschließlich als Ort von Studium und Lehre fokussieren (vgl. zu beidem jedoch die Beiträge in Braun et al. 2011). In den abschließenden Bemerkungen werden Überlegungen zur Diskussion gestellt, die sich auf die engere Verknüpfung von soziologischer Hochschulforschung und Wissenschaftssoziologie richten.

1 Soziologische Hochschulforschung – eine Bilanz

1.1 *Hochschulforschung und Wissenschaftsforschung: Unterschiedliche Ausgangspunkte und wechselseitige Lernchancen*

Bevor für die Wissenschaftssoziologie besonders relevante Ansätze und Ergebnisse präsentiert werden, ist der Frage nachzugehen, warum es zur Ausdifferenzierung so unterschiedlicher Forschungs-Communities kam. Es darf vermutet werden, dass hierfür unterschiedliche Institutionalisierungsprozesse verantwortlich sind, in denen vor allem die Nähe zu unterschiedlichen Nachbardisziplinen sowie

der unterschiedliche Anwendungsbezug die entscheidende Rolle spielen. Historisch betrachtet wurden Fragen der Wissenschaftsforschung im Rahmen klassischer akademischer Teildisziplinen erörtert, insbesondere der Wissenschaftsphilosophie und der Wissenschaftsgeschichte, wobei der letztgenannte Bereich sehr häufig und prominent von Personen vertreten wurde, die einen disziplinären Hintergrund in den Naturwissenschaften aufwiesen. Mit Robert K. Merton wurden die disziplinären Grundlagen der Wissenschaftsforschung um die Soziologie erweitert. Zwar wurden von Beginn an auch politische Kontroversen zur ‚Steuerung‘ bzw. ‚Freiheit‘ der Wissenschaft unter dem Dach der Wissenschaftsforschung ausgetragen.

Dennoch war der wissenschaftliche Status hoch, da es sich um ein klassisches akademisches Feld handelte, in dem sich renommierte Wissenschaftler aus unterschiedlichen Bereichen bewegten und zur Selbstaufklärung der Wissenschaft insgesamt beitrugen. Dieses Bild hat sich in den letzten Jahren durch die Expansion und weitere Öffnung der Wissenschaftsforschung gewandelt. Es handelt sich aber nach wie vor um ein akademisches Forschungsgebiet mit vergleichsweise hohem Status, in dem klassische akademische Orientierungen und neuere intellektuelle Strömungen gleichermaßen Berücksichtigung finden.

Für die Hochschulforschung stellen sich Herkunft und Gegenwart anders dar. Die Hochschulforschung als eigenständiges Forschungsfeld entstand erst im Zuge der Hochschulexpansion in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren. Durch diesen historischen Entstehungskontext war sie von Beginn an „durch Nähe zur praktischen Entscheidung gekennzeichnet“ (Teichler 1994, 169). Es ging darum, die mit der Expansion verbundenen Probleme der ‚Massenuniversität‘ ebenso zu bewältigen wie die Umsetzung neuer Reformideen, insbesondere im didaktischen Bereich, zu begleiten. Folglich wurde die Hochschulforschung zumeist entweder an pädagogischen Fakultäten oder als quer zu den Fach-

Box 43: Hochschul- und Wissenschaftsforschung

Die gegenwärtig großen Unterschiede zwischen der Hochschul- und Wissenschaftsforschung sind vor allem historisch begründet und lassen sich nicht aus der soziologischen Theorie ableiten. Sie resultieren aus den unterschiedlichen intellektuellen Milieus, in denen beide Forschungsfelder entstanden und sich weiterentwickelten. Die noch ausstehende theoretische Kontextualisierung von Universitäten im Rahmen neuerer Gesellschaftsbeschreibungen kann nur durch die stärkere Zusammenarbeit von Hochschul- und Wissenschaftsforschung geleistet werden.

bereichen stehende wissenschaftliche Einheit an Universitäten etabliert, die den Fachdisziplinen, Universitätsleitungen und -verwaltungen sowie Hochschulpolitikern konkrete Hilfestellungen geben sollte. Insbesondere in den USA, wo die institutionelle Autonomie der Hochschulen schon früh recht weit vorangeschritten war, entwickelte sich ein eigenständiger Bereich des *Institutional Research* heraus, d. h. einer auf die Analyse und Weiterentwicklung der jeweiligen Hochschulorganisation gerichteten Hochschulforschung. Eine zweite Welle der Hochschulforschung, die zur weiteren Expansion sowie inhaltlichen Neuausrichtung des Forschungsfeldes führte, entstand in den 1990er Jahren im Zuge hochschulpolitischer Reformen. Beginnend mit Großbritannien, wurden im Rahmen des *New Public Management* zum Teil sehr weitreichende hochschulpolitische Reformen insbesondere in europäischen Staaten durchgesetzt, die u. a. auf die Stärkung von Ressourcenverantwortung, Leistungskontrollen und Wettbewerbsorientierung abzielten und zur Veränderung grundlegender Formen und Mechanismen der Hochschulsteuerung („Governance“) führten. (→ *Bora*) Diese Maßnahmen wurden und werden sehr kontrovers diskutiert. An beiden großen und durch die Hochschulpolitik induzierten Wellen der Hochschulforschung war die Soziologie maßgeblich beteiligt. Allerdings wechselten die Nachbardisziplinen. Waren in den 1970er Jahren vor allem die Pädagogik und die damit verbundene Didaktik von besonderer Relevanz, gewannen die Politik- und Wirtschaftswissenschaften in der zweiten großen Expansionsphase an Bedeutung.

Trotz dieser Unterschiede war und ist die Hochschulforschung ein selten klares Beispiel für das, was im Rahmen der Wissenschaftsforschung als „Modus 2“-Forschung bezeichnet wird, allerdings ohne dass es eine „Modus 1“-Vergangenheit gegeben hätte: Hochschulforschung wird nicht nur im Rahmen der Universität, sondern in vielfältigen und in sich sehr heterogenen Erzeugungskontexten (staatliche Institute, Think Tanks, Beratungsfirmen etc.) betrieben; Forschungsthemen sind stark an Nützlichkeitskriterien ausgerichtet, deren Definition in hybriden Kontexten zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Akteuren festgelegt wird; zeitlich begrenzte, transdisziplinäre und projektorientierte Forschung stellt die typische Organisationsform dar; Qualitätskontrollen und Qualitätskriterien werden nicht nur wissenschaftsintern festgelegt, sondern auch unter Berücksichtigung gesellschaftlicher Anwendungskontexte, insbesondere der Politik; und schließlich werden auch normative Fragen weitaus weniger ausgeklammert als dies in anderen Forschungsbereichen der Fall ist. Diese Charakteristika prägen auch die mittlerweile gut ein Dutzend internationalen Zeitschriften im Bereich der Hochschulforschung, in denen – anders als in den wichtigsten Organen der Wissenschaftsforschung – Wissenschaftler und Praktiker gleichermaßen und zum Teil auch gemeinsam publizieren.

Die hier nur grob skizzierte unterschiedliche Institutionalisierung der Felder Wissenschaftsforschung und Hochschulforschung hat die Unterschiedlichkeit zwischen beiden in einem Maße verstärkt, die sich weder theoretisch noch empirisch begründen lässt. Die höhere akademische Reinheit der Wissenschaftsforschung hat eine eigenständige Theorie- und Methodenentwicklung zur Folge gehabt. Eigenständige Ansätze wie die *Actor-Network-Theory* (ANT), die mittlerweile auch von Seiten der soziologischen Theorie rezipiert wird, sowie eigenständige Methoden wie die Bibliometrie müsste man in der soziologischen Hochschulforschung vergeblich suchen, denn hier blieb die Theorie- und Methodenentwicklung der soziologischen Hochschulforschung beschränkt. Theoretisch wird im Wesent-

lichen das reflektiert, was im Fach generell eine Rolle spielt, z. B. Theorien rationaler Wahl, phänomenologische Ansätze, unterschiedliche Spielarten des Institutionalismus sowie Systemtheorie. Dasselbe lässt sich hinsichtlich der soziologischen Methoden behaupten. Es gibt keine spezifischen Methoden der soziologischen Hochschulforschung. Man schöpft aus einem breiten Methodenarsenal, welches das gesamte dem Fach zur Verfügung stehende Repertoire an qualitativen und quantitativen Ansätzen (wie z. B. Diskursanalyse, Umfragestudien, Inhaltsanalyse, Fallstudien) umfasst. Häufiger als in der Wissenschaftssoziologie werden dabei qualitative und quantitative Methoden miteinander kombiniert.

Mit dieser Ausrichtung hat die soziologische Hochschulforschung durchaus Beachtliches geleistet. So gibt es zahlreiche Studien zu Studierenden und Absolventen, in denen Studienentscheidungen, Studienbedingungen und Studienerfolg im nationalen und internationalen Rahmen untersucht werden. Auch Wissenschaftlerbefragungen sind mittlerweile ein wichtiger Bestandteil der Hochschulforschung, der im Gegensatz zu Studierendenbefragungen sehr enge Bezüge zur Wissenschaftsforschung aufweist. Und schließlich existieren zahlreiche Arbeiten an der Schnittstelle von historischer und soziologischer Hochschulforschung, in denen die Etablierung, weltweite Diffusion und Transformation des Konzeptes der von Humboldt begründeten Forschungsuniversität thematisiert werden. Dieser Forschungsstrang bleibt nicht nur auf die Vergangenheit beschränkt, sondern behandelt auch, wie bereits einleitend erwähnt, die aktuelle Rolle von Universitäten in Innovationssystemen. Die Bezüge zwischen der Hochschul- und Wissenschaftsforschung sind hinsichtlich des letztgenannten Bereichs ebenso evident wie bei Wissenschaftlerbefragungen. Im Folgenden werde ich jedoch zwei weitere Forschungsstränge etwas ausführlicher vorstellen, da sich hier wenig beachtete wechselseitige Bezugspunkte ausmachen lassen, die gerade für die soziologische Wissenschaftsforschung von Bedeutung sind: Makroanalysen zum Verhältnis von Hochschule und Gesellschaft sowie Untersuchungen zu Governance und Organisation.

1.2 *Hochschule und Gesellschaft – makrosoziologische Analysen*

Makrosoziologische Analysen, die häufig international-vergleichend angelegt sind, stellen heraus, dass Hochschulsysteme durch eine zunehmende Inklusion von Personen charakterisiert sind. So ist ein säkularer und globaler Trend der Einbeziehung immer weiterer Personenkreise zu konstatieren, der sich auf die Verbreitung der sozialen Klassen- bzw. Schichtungsbasis der Studierenden sowie insbesondere auf die Einbeziehung von Frauen in den Bereich der Hochschulbildung bezieht. (→ *Paulitz*) Parallel hierzu hat eine Akademisierung der Gesellschaft stattgefunden, die zu einer rapiden Ausweitung der an Hochschulen studierbaren Fächer geführt hat. Dieser historisch noch nicht abgeschlossene Prozess hat z. B. im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zur Aufnahme der Ingenieurwissenschaften in den universitären Fächerkanon geführt, während heutzutage etwa die Verwissenschaftlichung des Gesundheitsbereichs und die damit verbundene akademische Aufwertung von Pflege, Ernährung und psychosozialen Dienstleistungen im Vordergrund stehen. Auch dieser Prozess – dessen Dynamik in Europa durch den Bologna-Prozess zusätzlich verstärkt wird – ist historisch und global zu verstehen, wie vergleichende Analysen zeigen. So zeigen

Frank/Gabler (2006) in ihrer Analyse der Curriculum-Entwicklung des 20. Jahrhunderts, dass die Entwicklung in ganz unterschiedlichen nationalen Systemen durch eine erhebliche Ausdehnung des vor allem sozial- und naturwissenschaftlichen Fächerspektrums geprägt war, während geisteswissenschaftliche Disziplinen nicht in demselben Maße expandierten und zum Teil sogar schrumpften.

Dieser generelle Inklusionstrend, der dazu geführt hat, dass Hochschulbildung heutzutage kein Privileg höherer Schichten mehr ist, bedeutet nicht, dass soziale Ungleichheiten keine Rolle mehr spielen. Im Gegenteil: Weite Teile der makrosoziologischen Analysen sind im Bereich der Ungleichheitsforschung zu verorten, die zeigt, dass die „Vererbung“ von Bildungschancen und gesellschaftlich unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten nach wie vor von großer Bedeutung sind. Die Frage, ob ein Hochschulstudium aufgenommen wird oder nicht, korreliert in hohem Maße mit der sozialen Herkunft. So lag in Deutschland 2010 die Wahrscheinlichkeit, ein Hochschulstudium aufzunehmen, bei 83 %, falls zumindest eines der Elternteile über einen Hochschulabschluss verfügt, jedoch nur bei 23 %, sofern dies nicht der Fall ist. Dieser Unterschied ist dramatisch. Der gegenwärtige Stand der Forschung zu Inklusion und Ungleichheit wird in dem Buch von Shavit et al. (2007) wiedergegeben, in dem quantitative Längsschnittanalysen präsentiert werden, die sich auf 15 Länder in vier verschiedenen Kontinenten beziehen. Dabei zeigt sich länderübergreifend, dass trotz weiter bestehender sozialer Ungleichheiten im Zeitverlauf durchaus eine Inklusion breiterer Bevölkerungsschichten stattgefunden hat und dass im Ergebnis alle sozialen Schichten von der Bildungsexpansion profitiert haben. In gewisser Weise stellen sie damit eine Verbindung zwischen den eher bildungsoptimistischen Annahmen soziologischer Gesellschaftstheoretiker der 1970er Jahre, wie Talcott Parsons oder Daniel Bell, und der in Abgrenzung hierzu entstandenen Ungleichheitsforschung her, die nicht nur in der französischen Soziologie sehr stark mit den Arbeiten von Pierre Bourdieu verbunden ist. Möglicherweise verschiebt sich im Zuge der weltweiten Inklusion breiter Bevölkerungsschichten in den Bereich der Hochschulbildung allerdings der Fokus von den auch bei Shavit et al. (2007) im Vordergrund stehenden Zugangsbedingungen zum Hochschulsystem zu der Frage, wie sich soziale Ungleichheiten bei Hochschulabsolventen und ihren beruflichen Karrierechancen ausdrücken. So zeigen Studien zur Situation von Frauen an Hochschulen, dass geschlechtsspezifische Ungleichheiten nicht mehr in unterschiedlichen Studierendenzahlen zum Ausdruck kommen, jedoch in unterschiedlichen Karrierechancen und -verläufen (GWK 2011; Ceci/Williams 2011). Hier besteht noch erheblicher Forschungsbedarf, ebenso wie hinsichtlich der soziologischen Interpretation des in der Hochschulforschung unumstrittenen Befundes der erheblichen Inklusion breiter Bevölkerungsgruppen in den Prozess der Hochschulbildung.

Während zumeist die sozio-ökonomischen Erfordernisse sich entwickelnder Wissensgesellschaften als Ursache der Einbeziehung immer weiterer Bevölkerungsgruppen gelten, wird von Seiten der neo-institutionalistischen Weltgesellschaftsforschung, die sich umfassend auch mit derartigen Prozessen beschäftigt hat, eine gänzlich andere Interpretation nahegelegt. So sehen Schofer/Meyer (2005) ihre Hauptantriebskräfte in der globalen Diffusion von Fortschritts- und Chancengleichheitsmythen, die das Individuum und seine Entwicklungsfähigkeit in den Vordergrund stellen, während die faktischen sozio-ökonomischen Ursachen und Folgen ihren Analysen zufolge weitaus weniger bedeutsam sind.

Ramirez/Wotipka (2001) deuten die fortschreitende Inklusion von Frauen, die sie als einen globalen Trend identifizieren, als Resultat einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, die unter Fortschritts-, Chancengleichheits- und Entwicklungsprämissen steht. Diese Prämissen haben ihnen zufolge in den letzten Jahren und Jahrzehnten an kultureller Legitimität gewonnen; sie werden vor allem von internationalen Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen verbreitet, die als Träger derartiger Wertkomplexe auftreten. Argumentationen, die von geschlechtsbedingten ‚natürlichen‘ Ungleichheiten ausgehen, haben hingegen rapide an Legitimation verloren; ihre Vertreterinnen und Vertreter befinden sich angesichts des dominierenden Diskurses, in dem Fortschritt, Chancengleichheit und Entwicklung zu kaum hinterfragten Leitvorstellungen avanciert sind, eindeutig in der Defensive. Ähnlich argumentieren auch Frank/Gabler (2006) hinsichtlich des globalen Wandels des an Universitäten unterrichteten Fächerkanons. Ihnen zufolge ist dieser Wandel in über das Hochschulsystem hinausreichende globale Entwicklungen eingebettet, in denen die aktive Erforschung der Umwelt gegenüber dem eher passiven Studium von Texten an Bedeutung gewinnt. Auch hier werden inhaltliche und formale Veränderungen im Hochschulbereich also in den Kontext allgemein-gesellschaftlicher Veränderungen gestellt, die vor allem unter dem Stichwort ‚Individualisierung‘ diskutiert werden, und in diesem makrosoziologischen Bezugsrahmen interpretiert. Dennoch hat die in sich kohärente Interpretation der in diesem Absatz stichwortartig behandelten Autoren auch ihre Schwächen: So anregend diese Überlegungen gerade in ihrer provokativen Zuspitzung auf makro-kulturelle Wandlungsphänomene sind, die sich vielfach unbemerkt ‚hinter dem Rücken der Akteure‘ vollziehen, so problematisch ist die quasi-teleologische Geschichtsphilosophie des makrosoziologisch-kulturtheoretischen Beitrags zur Hochschulforschung, der die Gerichtetheit des Wandels überzeichnet und diskontinuierliche Verläufe und empirisch auffindbare Differenzen nur unzureichend berücksichtigt.

Für die Wissenschaftssoziologie ist der hier knapp skizzierte makrosoziologische Forschungsstrang aus verschiedenen Gründen interessant. Erstens gibt es gegenwärtig nur wenig Arbeiten, die dezidiert makrosoziologisch argumentieren. Diese Lücke gilt es zu schließen, und hier können Anleihen bei der Hochschulforschung weiterhelfen. Zweitens findet sich eine Kontextualisierung der Wissenschaftssoziologie im Rahmen der soziologischen Ungleichheitsforschung ebenfalls nur sehr selten. Damit bleiben jedoch wichtige theoretische, empirische und auch normative Potentiale der Wissenschaftssoziologie unausgeschöpft. Drittens stellen makrosoziologische Analysen der zunehmenden Einbeziehung in die Hochschulbildung eine wichtige Ressource für die Analyse von Verwissenschaftlichungsprozessen dar. Derartige Prozesse basieren nicht nur auf wissenschaftlichem Wissen und technischen Artefakten; sie werden auch dadurch vorangetrieben, dass mittlerweile zwischen 30 und 70 % einer Alterskohorte in den OECD-Staaten ein Hochschulstudium aufnehmen. Viertens ist die theoretische Interpretation von makrosozialen Veränderungen im Spannungsfeld von ‚realistischen‘, mit sozio-ökonomischen Erfordernissen nationaler Gesellschaften argumentierenden Ansätzen und ‚konstruktivistischen‘, auf die globale Diffusion allgemeiner kultureller Deutungsmuster abzielenden Ansätzen auch theoretisch spannend und weiterführend. Hier hat man es mit einer epistemologischen Differenz zu tun, die in der Wissenschaftssoziologie zumeist mit Bezug auf lokale Settings, nicht jedoch hinsichtlich der gesellschaftlichen Makroebene thematisiert wird.

1.3 Governance und Organisation – Vergleichsperspektiven

Einen weiteren für die Wissenschaftssoziologie wichtigen Forschungsstrang stellen neuere Arbeiten zu Governance und Organisation dar, die ebenfalls zumeist eine komparative Perspektive aufzeigen. Bereits Anfang der 1980er Jahre wurde von Burton Clark in seinem berühmten Regulierungsdreieck gezeigt, dass sich Hochschulsteuerung im Spannungsfeld von Staat, akademischer Selbstorganisation und Markt vollzieht (Clark 1983). Clark ordnete seinerzeit nationale Hochschulsysteme in idealtypischer Weise diesen Steuerungstypen zu, indem er die USA als Verkörperung eines auf marktliche Steuerung setzenden Hochschulsystems versteht, die Sowjetunion als Idealtypus der staatlichen Regulierung und Italien als eines der akademischen Oligarchie. Weitere Hochschulsysteme werden zwischen diesen Polen verortet, Großbritannien etwa zwischen akademischer Oligarchie und Markt, während Deutschland in der Literatur als Musterbeispiel eines Systems gilt, in dem marktliche Elemente gegenüber den gleichermaßen stark ausgeprägten beiden anderen Steuerungsinstanzen kaum eine Rolle spielen.

Die mit Clark begründeten Forschungen werden seit den 1990er Jahren intensiv unter dem Stichwort „Governance“ weitergeführt. Diese Diskussion ist in den breiten, nicht nur auf Hochschulen beschränkten Kontext der sozialwissenschaftlichen Steuerungsdiskussion

Box 44: Governance und Wissenschaftsorganisation

Arbeiten zu Governance und Organisation zeigen, dass sich die Rahmenbedingungen der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion deutlich wandeln. Die Einbeziehung zusätzlicher Stakeholder in die Governancestruktur sowie die Transformation der Universität in einen eigenständig handlungs- und entscheidungsfähigen Organisationsakteur wirft die Frage nach den epistemischen Konsequenzen dieser institutionellen Veränderungen für das wissenschaftliche Wissen auf. Um diese Frage zu beantworten, ist die Hochschulforschung auf die Wissenschaftsforschung angewiesen.

eingebettet. Dabei wird das ursprünglich recht statische Bild nationaler Systeme erheblich dynamisiert, und staatenübergreifende Prozesse, die zu einer Angleichung unterschiedlicher Systeme führen, gewinnen demgegenüber analytisch an Bedeutung. Staatenübergreifend ist festzuhalten, dass das traditionell in Deutschland und anderen Staaten dominante Governance-Regime, das aus dem Zusammenspiel von staatlicher Regulierung und akademischer Oligarchie bzw. Selbstorganisation besteht, erheblich komplexer geworden ist. (→ *Bora*) Dies ist auf das Auftreten neuer und einen Wandel der traditionellen Steuerungsinstanzen zurückzuführen. Neuerungen, wie z. B. Akkreditierungs- und Evaluationsagen-

turen sowie Hochschulräte, entfalten Steuerungswirkungen, und der Einfluss der Medienöffentlichkeit und anderer gesellschaftlicher Akteure steigt. Zugleich zieht sich der Staat aus der Detailsteuerung zurück; vielmehr wirkt er über Zielvereinbarungen und die Schaffung von Wettbewerbsstrukturen und ‚Quasi-Märkten‘ regulativ auf die Hochschulen ein.

Unter der kaum mehr überschaubaren Vielzahl an international vergleichenden Studien, in denen Konvergenztendenzen, aber auch nach wie vor bestehende Unterschiede zwischen nationalen Hochschulsystemen behandelt werden, ist u. a. der deutschsprachige

Beitrag von Lange/Schimank (2007) von Relevanz. Hier werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Bereich der Hochschul-Governance mit Hilfe eines so genannten „Governance-Equalizers“ herausgearbeitet. Die Autoren unterscheiden zwischen den fünf Governance- bzw. Steuerungsmechanismen „staatliche Regulierung“, „externe Steuerung“, „akademische Selbstorganisation“, „hierarchische Steuerung“ und „Konkurrenzdruck“. Ihnen zufolge hat sich die Hochschul-Governance insofern staatenübergreifend verändert, als die staatliche Regulierung und die akademische Selbstorganisation niedriger, die anderen drei Mechanismen höher justiert wurden. Deutschland gilt hier als „late-comer“ einer transnationalen Entwicklung, die in anderen nationalen Hochschulsystemen zum Teil schon einige Jahre früher eingesetzt hat. Zugleich gibt es erhebliche Unterschiede in der Umsetzung allgemeiner Vorstellungen zur Hochschul-Governance, wie sie mit dem Governance-Equalizer erfasst werden. Den Autoren zufolge fanden in Großbritannien und Australien vor allem Veränderungen statt, die auf die staatlich induzierte Stärkung des Konkurrenzmechanismus zurückzuführen sind. In den Niederlanden hingegen resultierte der Großteil der Veränderungen aus der Zunahme externer Steuerung und der zunehmend indirekten Steuerung durch staatliche Akteure. Für Deutschland und Österreich ergibt sich ein eher uneinheitliches Bild, da den Autoren zufolge den eingeleiteten Veränderungen besonders starke Beharrungstendenzen gegenüberstehen.

Neben der Governance-Perspektive, die recht breit und grundlegend Veränderungen im Verhältnis von Hochschule und Staat sowie die hochschulinterne Steuerung betreffende Veränderungen thematisiert, gibt es auch eine spezifisch organisationssoziologische Perspektive in der Hochschulforschung. Dabei wird deutlich, dass Hochschulen zunehmend in einheitlich handlungs-, entscheidungs- und strategiefähige Akteure transformiert werden (Krücken/Meier 2006 für grundlegende Aspekte; Whitley 2008 für Differenzierungen). Zwar gehören Hochschulorganisationen zu den ältesten Organisationen der Welt. Jedoch sind sie im Vergleich zu anderen Organisationen (Wirtschaftsunternehmen, öffentliche Verwaltungen, Kirchen etc.) Akteure, die traditionell als handlungs- und entscheidungsschwache, lose gekoppelte Organisationen beschrieben werden. Als eigenständiger Akteur tritt die Hochschule, insbesondere die Forschungsuniversität, gegenüber ihren professoralen Mitgliedern, den Disziplinen und dem Staat kaum in Erscheinung. Wir befinden uns jedoch in einem Prozess, in dem sie zunehmend ebenso verstanden wird und eine entsprechende Identität ausbilden muss. Folgende Aspekte sind hierbei von besonderer Relevanz: Universitäten werden zunehmend als Gesamtorganisation adressiert, insbesondere durch Rankings, Zielvereinbarungen und formale Qualitätskontrollen. Das Thema ‚Führung‘ bzw. ‚Leadership‘, das in einer lose gekoppelten Expertenorganisation kaum eine Rolle spielte, gewinnt an Bedeutung. Universitätsorganisationen bilden zunehmend Profile heraus, um sich wettbewerblich gegenüber anderen Universitäten zu positionieren. Individuelle Leitbilder treten somit an die Stelle der diffusen und allgemeinen ‚Idee der Universität‘, wie sie gerade die deutsche Universitätstradition geprägt hat. Zudem werden Managementkapazitäten in einem historisch ungekannten Maße aufgebaut. Die Universität als moderne Organisation ist für eine Vielzahl von Aufgaben zuständig (Organisations- und Personalentwicklung, Technologietransfer, Öffentlichkeitsarbeit, *diversity management* etc.), die bislang kaum oder gar nicht im Vordergrund standen; dies führt zum Aufbau entsprechender Stel-

len und Abteilungen sowie zur Rekrutierung spezialisierter Organisationsexperten. (→ *Lentsch*)

Auch wenn vonseiten der Hochschulforschung im Bereich von Governance und Organisation zum Teil erhebliche Veränderungen konstatiert wurden, so ist dennoch von einer nicht unerheblichen Differenz zwischen hochschulpolitischen und -rechtlichen Veränderungen und den an Hochschulen auffindbaren Praktiken auszugehen. Rascher diskursiver Wandel, wie er sich etwa in hochschulpolitischen Programmen, hochschulinternen Strategiepapieren und Leitbildern manifestiert, wird typischerweise nicht direkt in Organisationswandel umgesetzt. Dies gilt auch für rechtliche Veränderungen, welche die Universitätsorganisation gegenüber direkten staatlichen Eingriffen und den Einzelinteressen ihrer individuellen Mitglieder stärken. Ebenso geraten unterschiedliche Organisationstypen und Länder in den Blick. So bestehen nach wie vor erhebliche Besonderheiten von Universitätsorganisationen gegenüber anderen Organisationstypen. Insbesondere im Vergleich zu Wirtschaftsunternehmen fällt die Unterschiedlichkeit der Anreiz- und Sanktionsmöglichkeiten gegenüber den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auf. Organisationsinterne Karrierewege von der Promotion bis zur Professur existieren in Universitätsorganisationen zumeist nicht, und Professorinnen und Professoren sind durch die Institution von Verbeamtung oder *tenure* in ganz anderem Maße geschützt als leitende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Unternehmen. Ebenso fallen landesspezifische Unterschiede auf. Während in Großbritannien und Australien die Stärkung der Leitungsebenen tatsächlich zu einer Vorgesetztenfunktion des Dekans mit weitreichenden Machtbefugnissen geführt hat, bleibt die Ausübung von Macht in Deutschland auf Dekansseite eher beschränkt; vielmehr dominieren hier nach wie vor konsensorientierte Verfahren und ein auf Interessenausgleich setzender Entscheidungsstil.

Die hier nur grob skizzierte Beschäftigung mit dem Themenkomplex ‚Governance und Organisation‘ eröffnet nicht nur interessante Vergleichsmöglichkeiten, sondern auch fruchtbare Perspektiven der engeren Verbindung zwischen soziologischer Hochschulforschung und Wissenschaftssoziologie. So stellt sich einerseits die Frage nach den epistemischen Konsequenzen der zuvor benannten institutionellen Veränderungen: Tangieren sie auch den Charakter des wissenschaftlichen Wissens, oder berühren Veränderungen in Governance und Organisation nur die institutionellen Rahmenbedingungen (verstärkte Vernetzung, Drittmittelorientierung, Hierarchisierung der Forschung etc.), während das unter diesen Bedingungen produzierte Wissen hiervon allenfalls indirekt und schwach affiziert ist? Andererseits stellt der Fokus auf die Konstruktion organisationaler Akteure ein interessantes Bindeglied zur Wissenschaftssoziologie dar. Dass handlungsfähige Akteure nicht unproblematisch vorausgesetzt werden können, sondern erst in aufwändigen Verfahren konstruiert werden, wird auch in ganz unterschiedlichen wissenschaftssoziologischen Ansätzen – vom frühen Sozialkonstruktivismus bis zur ANT – betont. Damit bestehen auch in theoretisch-konzeptioneller Hinsicht wichtige Bezüge zur Wissenschaftssoziologie. Deutlich wird bei beiden Fragen auch, dass das interdisziplinäre und intellektuelle Habitat, in dem sich die soziologische Hochschulforschung bewegt, zu wenig Impulse zur Beantwortung dieser Fragen gibt. Auch wenn in diesem Beitrag primär die Leistungen der soziologischen Beschäftigung mit Hochschulen für die soziologische Analyse der Wissenschaft

betont wurden, scheint hier die stärker philosophisch und kulturtheoretisch eingebettete Wissenschaftssoziologie durchaus im Vorteil.

2 Diskussion

Festzuhalten bleibt, dass wichtige Anknüpfungspunkte zwischen soziologischer Hochschulforschung und Wissenschaftssoziologie bestehen, die nicht immer gesehen werden. Dies hat weniger mit gravierenden inhaltlichen Differenzen zu tun als vielmehr mit unterschiedlichen Institutionalisierungsverläufen. Obwohl beide Wissensgebiete einen erfolgreichen Prozess der Institutionalisierung durchlaufen haben, verstärken sich die Unterschiede im Zeitverlauf, da sie in unterschiedliche inter- und transdisziplinäre Umwelten eingebettet waren. Konzentrierte sich die Hochschulforschung häufig auf Kosten der theoretischen Entwicklung auf die Bereitstellung von Expertisen für Entscheidungsträger in Hochschulen und Politik, so bewahrte die Wissenschaftsforschung eine deutlichere Distanz zum Anwendungskontext, die mit einem höheren Maß an Selbstreflexion und grundlegenden (erkenntnis-)theoretischen Diskussionen einherging. Auffällig ist jedoch, dass beide Wissensgebiete gegenwärtig eine systematische Kontextualisierung von Hochschule und Wissenschaft im Rahmen umfassender Überlegungen zur gesellschaftlichen Entwicklung vermissen lassen. Dies mag damit zusammenhängen, dass es hier im Unterschied zur einleitend zitierten soziologischen Gesellschaftstheorie nur wenige Versuche der theoretisch-konzeptionellen Erfassung von Universitäten gibt. In der Wissenschaftsforschung ist der Status von Universitäten unklar, sofern er denn überhaupt reflektiert wird. Galten sie den Verfassern der *New Production of Knowledge* lediglich als institutionelle Bastion der Wissensproduktion im Modus 1 und damit letztlich als Auslaufmodell, so erscheinen Universitäten im Anschlussbuch *Re-Thinking Science* als weiterhin starke, möglicherweise gar wiedererstarkte Institution der Forschung (Nowotny et al. 2004, Kap. 6). In der Hochschulforschung gibt es, wie in Teil 1.2. gezeigt, zwar durchaus Bemühungen um eine systematische Kontextualisierung, insbesondere im Rahmen ungleichheitstheoretischer Annahmen zur gesellschaftlichen Entwicklung. Dennoch bleiben auch diese Konzeptualisierungen hinter den frühen Vorstellungen von Wissensgesellschaft zurück. Die notwendige und nicht von den linearen Modernisierungstheorien und Fortschrittsutopien der frühen 1970er Jahre geprägte Klärung des ebenso wichtigen wie schillernden Wissensbegriffs steht noch aus. Was bedeutet also die ungebrochene Expansion von Hochschulen als Zertifizierungsinstanzen von Wissen und seinen Trägern? Wie lässt sich diese Expansion theoretisch erfassen? Eine derartige Positionsbestimmung wäre zu Beginn des 21. Jahrhunderts sicherlich durch mehr Heterogenität, Uneindeutigkeit und Ungewissheit zu charakterisieren als in frühen Konzeptualisierungen. Was an die Stelle der Charakterisierung der Universität als der zentralen und einheitlich zu verstehenden Institution der post-industriellen Wissensgesellschaft tritt, bleibt eine ungelöste Aufgabe, die nur gemeinsam von der Hochschul- und Wissenschaftsforschung bewältigt werden kann.

3 Weiterführende Literatur

- Braun, Edith/Kloke, Katharina/Schneijderberg, Christian (Hrsg.) (2011): Disziplinäre Zugänge zur Hochschulforschung. In: *die hochschule* 20(2), 7–130.
- Clark, Burton (1983): *The Higher Education System. Academic Organization in Cross-national Perspective*. Berkeley: University of California Press.
- Krücken, Georg/Kosmützky, Anna/Torka, Marc (Hrsg.) (2007): *Towards a Multiversity? Universities between Global Trends and National Traditions*. Bielefeld: transcript.
- Teichler, Ulrich (2005): *Hochschulstrukturen im Umbruch. Eine Bilanz der Reformdynamik seit vier Jahrzehnten*. Frankfurt/M., New York: Campus.